

Sebastian Christ

Auschwitzhäftling Nr. 2

Otto Küsel –
der unbekannte Held des Konzentrationslagers

wbg Theiss



wbg Theiss ist ein Imprint der Verlag Herder GmbH
© Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2024

Alle Rechte vorbehalten

www.herder.de

Umschlaggestaltung: Michaela Kneifl – geviert

Lektorat: Christina Kruschwitz

Satz: Daniel Förster, Belgern

Herstellung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN Print: 978-3-534-61025-9

ISBN E-Book (EPUB): 978-3-534-61000-6

ISBN E-Book (PDF): 978-3-534-61001-3

Inhalt

EINLEITUNG	7
NEUKÖLLN UND SACHSENHAUSEN	15
AUSCHWITZ	49
JENSEITS DES LAGERS	85
IN FREIHEIT	111
ZURÜCK IN AUSCHWITZ	143
FLOSSENBÜRG	167
SCHWARZHOFEN	183
DER PROZESS	197
EPILOG	221
PLÄNE DES KONZENTRATIONSLAGERS AUSCHWITZ-BIRKENAU	224
ANMERKUNGEN	230
LITERATUR	258
ABBILDUNGSNACHWEIS	272

Einleitung

Dies ist die Geschichte eines Mannes, der nie vorhatte, ein Held zu werden. Eigentlich wollte er nur frei sein.

Er war nicht frei von Fehlern. Gerade deswegen hat er viel zu selten darüber gesprochen, wie viel Gutes er geleistet hat. Und dass er wahrscheinlich Hunderten Menschen das Leben gerettet hat.

Sein Name war Otto Küsel. Ein Mann aus dem Berliner Arbeitermilieu, der keiner Ideologie folgte, sondern vor allem seinen Instinkten. Er leistete Widerstand gegen die Gewaltherrschaft der Nazis, ohne sich selbst als Widerstandskämpfer zu sehen. Otto war ein einfacher Mann, der im entscheidenden Moment das Richtige tat.

Der 14. Juni 1940.

Ein Zug trifft im Konzentrationslager Auschwitz ein. Es ist der erste Häftlingstransport überhaupt. In den Güterwaggons befinden sich 700 Polen, die in den Wochen zuvor verhaftet worden waren, oft aus nichtigen Gründen. Die meisten von ihnen sind sehr jung, kaum älter als 20 Jahre. Und sie wissen noch nicht, was ihnen bevorsteht. Selbst auf Nachfrage wollte man ihnen nicht den Zielbahnhof des Transports verraten.

Die Türen zum Waggon werden aufgerissen. Ein SS-Mann schreit: »Alle raus! ... Los, ihr verfluchten Banditen!« Mit Gewehrkolben werden die Männer aus dem Zug geprügelt, müssen ein Spalier aus Uniformierten passieren, werden angeschrien und mit Fäusten geschlagen. Schließlich erreichen sie das Lagertor. So schildert es der Schriftsteller Wiesław Kielar in seinem Buch *Anus Mundi*¹, in dem er seine fast fünfjährige Zeit in deutschen Konzentrationslagern beschreibt.

Im Lager selbst warteten andere Peiniger auf sie. Sein erster Eindruck war der von »finsternen großen Kerlen, die sonderbarerweise mit etwas an-

gezogen sind, was täuschend an gestreifte Pyjamas erinnert«. Jeder von ihnen hielt einen großen Stock in der Hand. »Ich kriege etwas an der Hand ab, aber der Mantel, den ich in der Hand hielt, minderte zum Glück ein wenig den Schlag. Ich sprang zur Seite, bekam hier aber wieder einen Tritt von einem großen und dicken ›Gestreiften‹.² Es war die erste Begegnung mit den Kapos im Lager, jenen Funktionshäftlingen, die sich fast ausschließlich aus deutschen »Berufsverbrechern« rekrutierten und die Häftlingsnummern 1 bis 30 trugen.

Und das waren nur die ersten Minuten in Auschwitz. Fortan wurden die neuen Häftlinge stetig gequält. SS und Kapos lebten ihren Sadismus an den Neuankömmlingen aus. Potenziell tödliche Schläge mit Holzknüppeln auf Kopf und Genick. Demütigende Grußrituale, die bei kleinsten Fehlern in Prügelorgien ausarteten. Warnschüsse aus Maschinenpistolen. Von Beginn an sollen die neuen Häftlinge spüren, dass sie von den Deutschen als »Untermenschen« betrachtet werden.

Und dann der sogenannte »Sport«: Im Grunde handelte es sich dabei um Folter im klassischen Sinne. Begleitet wurden solche »Turnstunden« von unsäglichen Gewaltexzessen der Kapos. Kielar wurde gleich an einem der ersten Tage befohlen, mit Dutzenden anderen gleichzeitig auf einen Baum zu klettern – begleitet von den Schlägen von Bruno Brodniewicz, Häftling Nummer 1 und Lagerältester. Entkräftet und durch unzählige Hiebe verletzt, fiel er vom Baum hinunter und wurde bewusstlos. Später wachte er aus seiner Ohnmacht auf. Ihm hatte im Stillen jemand geholfen. »Ein Kapo, ein grüner Winkel auf der gestreiften Jacke, Nr. 2. Ohne Stock, ein milder Blick, kleines nach oben strebendes Näschen, die Mütze schief aufgesetzt. Aha, das ist dieser gute Kapo – der Arbeitsdienst. Komm, komm – er winkt mir und den anderen, die daneben liegen«, schrieb Kielar. »Keine Angst! Eine gute Arbeit! Essen holen«, sagte Otto gütig.³ Wiesław Kielar hatte gerade erstmals Bekanntschaft gemacht mit Otto Küsel, der so ganz anders war als die übrigen 29 Kapos. Für viele polnische Auschwitz-Überlebende war er ein Held. Man nannte ihn auch den »Engel der Polen«. Wahrscheinlich hat er Hunderte Menschen vor der Vernichtungsmaschinerie des Konzentrationslagers Auschwitz gerettet.

Das Leben von Otto zu erzählen gleicht einem Puzzlespiel. Er selbst hat nur wenige Quellen über sein eigenes Leben hinterlassen. Ein einziges Wortlautinterview mit ihm ist erhalten: Es entstand Anfang der 1980er-Jahre, geführt vom evangelischen Studentenkreis der Universität Bonn, und



Häftlingsfoto von Otto Küsel, deutlich zu sehen der grüne Winkel und die Häftlingsnummer 2.

erschien wenige Monate vor Ottos Tod im Jahr 1984.⁴ Die meisten wörtlichen Zitate von ihm, die für dieses Buch verwendet wurden, stammen aus diesem Text.

Wer war dieser Mann, von dem Auschwitz-Überlebende noch Jahrzehnte später so voller Wohlwollen und Respekt erzählten?

Otto wurde 1909 in Rixdorf geboren, einer Großstadt vor den Toren Berlins, die 1920 unter dem Namen »Neukölln« in die damalige Reichshauptstadt eingegliedert wurde. Als junger Mann geriet er mehrfach mit dem Gesetz in Konflikt, wahrscheinlich wegen Diebstahls- oder Einbruchsdelikten. Mit Autoritäten stand er nach eigener Aussage ständig in Konflikt. In der Ideologie des NS-Regimes galt er als »Berufsverbrecher« und kam 1937 ins Konzentrationslager Sachsenhausen. Dort wurde er drei Jahre später auf Befehl des späteren Lagerkommandanten Rudolf Höß als einer der ersten 30 Häftlinge für das Konzentrationslager Auschwitz ausgewählt.

Diese 30 Häftlinge sollten als Kapos dienen. Sie alle trugen den grünen Winkel auf der Brust, der sie als »Berufsverbrecher« auswies. Nicht alle »Grünen Winkel« in Auschwitz waren Kapos, aber die ersten 30 Funktionshäftlinge waren fast ausnahmslos »Berufsverbrecher«. In der Hierarchie des Lagers standen sie zwischen den SS-Mannschaften und den übrigen Häftlingen. Bestimmte Aufgaben des Lagerregimes wurden an die Kapos delegiert, die ihrerseits dafür Privilegien in der Hölle des Lagerlebens genossen. Kleinere und größere Annehmlichkeiten – beispielsweise die Unterbringung in weniger dicht belegten Baracken oder Sonderzuteilungen beim

Essen – sollten dazu dienen, die Kapos zu einem möglichst brutalen Umgang mit ihren Mithäftlingen anzustacheln. Die meisten der ersten 30 Häftlinge in Auschwitz folgten der Logik dieses Systems und wurden zu Sadisten. Doch Otto war anders.

Anfangs kamen die Häftlinge im Konzentrationslager Auschwitz mehrheitlich aus Polen. Also lernte Küsel Polnisch, damit er sich mit ihnen verständigen konnte. Mit der Zeit wurde er zu einem ihrer wichtigsten Verbündeten im alltäglichen Kampf ums Überleben.

Als »Arbeitsdienst« sollte Otto der SS dabei helfen, die Vernichtung der polnischen Häftlinge durch Arbeit zu ermöglichen. Von ihm wurde erwartet, die teils lebensgefährlichen und teils etwas ungefährlicheren Arbeiten im Lager so zu verteilen, dass die Zahl der Häftlinge dezimiert würde. Otto tat jedoch genau das Gegenteil. Er fand Wege, das System auszutricksen. Kranke und geschwächte Häftlinge schickte er zum Kartoffelschälen oder zu anderen leichten Tätigkeiten – und zwar so lange, bis sie wieder zu Kräften kamen. Neuankömmlingen machte er klar, dass sie im Lager nicht als Akademiker oder Offiziere auffallen dürften – weil sie sonst Gefahr ließen, von der SS als Teil der polnischen Gesellschaftselite getötet zu werden.

Otto war auch bekannt dafür, Tipps zu verteilen, wie man selbst schwere Aufgaben so ausgestalten konnte, dass sie körperlich erträglich wurden. Und er arbeitete, zumindest indirekt, mit dem polnischen Lagerwiderstand zusammen. Fluchtwillige bekamen von seinem Büro, in dem später auch Mitglieder des Widerstands arbeiteten, spezielle Tätigkeiten zugeteilt, von denen aus sich ein Entkommen aus Auschwitz einfacher realisieren ließ – beispielsweise auf Posten außerhalb des Lagers. Historiker sind sich einig, dass Ottos Schreibstube einer der wichtigsten Drehpunkte war, mit dessen Hilfe der polnische Widerstand beispielsweise Informationen über die Situation in Auschwitz nach außen schleusen und Lebensmittel organisieren konnte. Und für andere Häftlinge war er einfach ein Mutmacher: Er sprach ihnen Trost zu, half ihnen dabei, das Lager auch psychisch zu überleben.

Für ihn selbst war dieses Engagement sehr gefährlich. Stets musste er darauf achten, die Balance zu halten. Einerseits wollte er helfen, andererseits musste er seine Hilfe so ausgestalten, dass er bei der Lagerleitung nicht negativ auffiel. Ihm glückte das über einen erstaunlich langen Zeitraum – zu dem Preis, dass er nicht immer und zu jedem Zeitpunkt zur Tat schreiten konnte und manche Male seine Mithäftlinge vertrösten musste.

Einleitung

Im Dezember 1942 gelang Küsel mit drei anderen Häftlingen eine abenteuerliche Flucht aus Auschwitz. Er tauchte in Warschau unter, lebte unter anderem bei einer dem Widerstand nahestehenden Familie und schloss sich einer Untergrundgruppe an. Im September 1943 wurde Küsel verraten, von der Gestapo verhaftet und nach Auschwitz zurückgebracht. Nach Verhören und Folter sperre man ihn in den sogenannten »Bunker« in Block 11. Er überlebte die Einzelhaft wie durch ein Wunder: Denn ausgerechnet in dieser Zeit kam es erstmals zu einem Wechsel in der Führung des Konzentrationslagers. Rudolf Höß wurde nach Berlin ins SS-Wirtschafts- und Verwaltungshauptamt berufen. Sein Nachfolger Arthur Liebehenschel erließ eine Amnestie für alle Bunkerhäftlinge. Damit ist Küsel einer der wenigen Häftlinge in der Geschichte des Konzentrationslagers Auschwitz, die nach Flucht und Wiederverhaftung mit dem Leben davongekommen sind.

Im Februar 1944 wurde Otto ins Konzentrationslager Flossenbürg deportiert, wo er es schaffte, der schweren körperlichen Arbeit im Steinbruch oder beim Bau von Messerschmitt-Jagdfliegern zu entgehen. Im April 1945 wurde er auf einem der Flossenbürger Todesmärsche befreit. Der Krieg war für Otto damit zu Ende. Er ließ sich fast genau an jenem Ort nieder, an dem ihn die Amerikaner befreit hatten, heiratete, wurde Vater von zwei Töchtern und arbeitete als Verkaufsfahrer für einen Obst- und Gemüsegroßhändler.

Bereits 1945 gab es eine Initiative ehemaliger polnischer Auschwitz-Häftlinge, Küsel die polnische Staatsbürgerschaft ehrenhalber zu verleihen. Mit vielen Mitgefangenen blieb er in Briefkontakt. Manche suchten nach Küsel, um ihm zu danken. Im Jahr 1964 sagte er bei den Auschwitz-Prozessen in Frankfurt als Zeuge aus – er wurde aber von den Richtern als möglicher Spion der Lagerleitung denunziert. Diese Erfahrung belastete Otto schwer.

In Auschwitz machte er Bekanntschaft mit zahlreichen Personen, die später prominente Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens wurden: Hermann Langbein, der 1954 Mitbegründer des Internationalen Auschwitz Komitees war, schrieb über ihn, dass er »wie kaum ein anderer Überlebender von Auschwitz stolz auf seine Vergangenheit sein« könne.⁵ Er habe mit vielen anderen über Otto gesprochen. »Von keiner Seite habe ich auch nur die Andeutung einer negativen Erinnerung über diesen außergewöhnlichen Menschen gehört.⁶ Der Schriftsteller Wiesław Kielar kannte ihn genauso wie der Theaterkünstler Józef Szajna oder der spätere Maler und Zeichner der *Washington Post*, Jan Komski. Und der Politiker Józef Cyrankiewicz, ab 1947 Ministerpräsident des entstehenden kommunistischen Staates in

Polen und 1970 Mitunterzeichner des Warschauer Vertrages mit der Bundesrepublik, war in Block 11 sein Zellennachbar.

Auch mit Władysław Bartoszewski war Küsel bekannt. Der spätere polnische Außenminister und Friedenspreisträger des deutschen Buchhandels wurde als 18-Jähriger bei einer Straßenrazzia verhaftet und kam nach Auschwitz. Kurz vor seinem Tod im Jahr 2015 erschien auf Deutsch das Buch *Mein Auschwitz*, in dem Bartoszewski sich in einem langen Gespräch an seine Zeit im Konzentrationslager erinnert. Er nennt Otto eine »Ausnahme« unter den ersten 30 Häftlingen. Küsel habe den polnischen politischen Häftlingen geholfen, zum Beispiel dadurch, dass er besonders Geschwächten eine »leichtere und sicherere Arbeit« verschaffte. Im Jahr 1943 – Bartoszewski war damals bereits wieder in Warschau – bekam er einen Auftrag, der mit Otto in Verbindung stand. Auch davon wird in diesem Buch noch die Rede sein.

Dass über Küsel in Deutschland bisher kaum etwas publiziert wurde, hängt auch mit seiner Biografie zusammen. Otto entstammt dem Berliner Arbeitermilieu, er hat Zeit seines Lebens auch nie große Worte über seine Taten verloren oder gar die Öffentlichkeit gesucht. Er war kein Intellektueller, dessen Handeln heute auf eine höhere Deutungsebene projiziert werden könnte. Und deswegen ist seine Geschichte auch nicht an die deutschen Großdiskurse über den Widerstand in Nazi-Deutschland angebunden: etwa über den sozialdemokratischen, kommunistischen, kirchlichen oder militärischen Widerstand.

Außerdem war Küsel von den Nationalsozialisten als »Berufsverbrecher« betitelt worden. Das NS-Regime übernahm ab 1933 bereits zur Zeit der Weimarer Republik bestehende Rechtsansichten, wonach es Menschen gebe, die »aus Gewinnsucht« als professionell tätige Kriminelle agieren würden. Man nahm an, dass diese Menschen nicht resozialisierbar seien, weil sie faktisch von Geburt an dazu bestimmt wären, gegen das Gesetz zu verstossen. Bereits in den ersten fünf Jahren der NS-Herrschaft wurden Tausende Menschen auf Basis dieser nicht mit rechtsstaatlichen Maßstäben konformen Gesetzgebung in Konzentrationslager deportiert. Wenn sie nicht als Kapos ausgewählt wurden, erlitten sie dort das gleiche Martyrium wie die übrigen Gefangenen auch. Nach dem Krieg erhielt nur ein Bruchteil der von den Nazis als »Berufsverbrecher« eingestuften Menschen eine Entschädigung. Andere Opfergruppen verwehrten ihnen die Anerkennung, weil sie glaubten, dadurch das eigene Ansehen in Verruf zu bringen. Unterschwell-

Einleitung

lig herrschte der Glaube vor, dass es keine Opfer geben könne, die vorher selbst – außerhalb der Konzentrationslager – kriminell waren.

Das Thema ist also komplex. Dies mag der Hauptgrund dafür gewesen sein, warum der Deutsche Bundestag erst am 13. Februar 2020 beschloss, die von den Nationalsozialisten als »Asoziale« und »Berufsverbrecher« bezeichneten Menschen als Verfolgte des NS-Regimes anzuerkennen. Bis heute ist das Schicksal der »Grünen Winkel« nur unzureichend erforscht.

Dabei können wir von Ottos Geschichte einiges lernen: Wie man unter widrigsten Bedingungen anständig bleibt. Und wie man sich den manipulativen Anreizen einer Diktatur selbst unter Lebensgefahr widersetzt.

Ottos Erlebnisse sind auch nicht zuletzt Zeugnis der Freundschaft zwischen Deutschen und Polen – und zwar zu einem Zeitpunkt, als dies in der Geschichte beider Völker am wenigsten wahrscheinlich war. Das größte Missverständnis im Zusammenhang mit Otto Küsel ist, dass er in Polen bis heute vielen Menschen im Gedächtnis geblieben ist – dass ihn in Deutschland aber kaum jemand kennt.

Neukölln und Sachsenhausen

1

Ottos Vater hieß ebenfalls Otto. Er war ein angesehener Mann in seinem Milieu, er arbeitete als Lagerverwalter. Otto Küsel junior hätte als Jugendlicher wohl nie gedacht, dass Otto Küsel senior eines Tages für ihn eine Respektsperson werden würde. Denn seine Idee vom Leben war eine ganz andere als die seiner Eltern.

Am 16. Mai 1909 wurde er in Rixdorf geboren. Vater, Sohn und Mutter Mathilde wohnten zunächst in der Münchner Straße 23 (heute: Flughafenstraße), in einem Gebäude, das sich unweit des in Ottos Geburtsjahr fertiggestellten Rathauses Neukölln befand. In dieser Gegend besuchte Otto junior auch die Volksschule. »Ich wollte eigentlich Schornsteinfeger werden, aber mein Vater hatte Beziehungen zu einem Elektriker und so begann ich bei diesem eine Lehre«¹, erinnerte er sich. Elektrizität war damals ein Zukunftsthema: Berlin war zu dieser Zeit eines der weltweit führenden Zentren in diesem Industriebereich. Siemens hatte seinen Hauptsitz in der Stadt, die AEG unterhielt gigantische Fabrikhallen in Berlin-Oberschöneweide – nur wenige Kilometer von Ottos Elternhaus entfernt. Und beide Firmen bauten bereits vor über 100 Jahren Elektroautos in Serienproduktion auf dem Berliner Stadtgebiet.²

Otto junior war damals jedoch nicht danach, allzu weit in die Zukunft zu denken. »Ich war ein schlechter Lehrjunge, frech, ein richtiger Lau-sejunge«, sagte Otto. »Heute gebe ich niemandem die Schuld daran; jeder Mensch muss sich selbst ein Urteil bilden, jeder weiß, wenn er etwas Schlechtes tut.« Er brach seine Ausbildung nach zwei Jahren ab. Damals war er 16 Jahre alt. Und er entschloss sich, von zu Hause auszuziehen.

Otto sprach nie sehr detailliert über diese Zeit. Ihn plagte ein schlechtes Gewissen. »Als junger Mensch ist man dumm, was hat man gemacht, nur Dummheiten, und man kam sich, wenn man Dummheiten gemacht hatte, wie ein Held vor«, sagte er in seinem einzigen größeren Interview kurz vor seinem Tod.

Die nächsten zehn Jahre hatte er keinen festen Wohnsitz. Er entdeckte, dass ihm das »Handeln im Blut lag«. Also zog er mit einem Bauchladen voller Schnürsenkel von Haus zu Haus. »Dabei musste man mit den Leuten reden und versuchen, ihre weiche Stelle zu finden, damit sie einem etwas abkaufen.« Später handelte er auch mit Obst. Er bot seine Ware an Verkaufsplätzen an. Zeitgemäß im wilden Berlin der 1920er-Jahre waren seine Sprüche, die er den möglichen Kundinnen zurief: »Bananen, Bananen, für die Damen, die keine Herren haben!«³

Er selbst war damals glücklich mit seiner Lebenssituation, wie er selbst sagte. Otto wollte nicht abhängig von einem Chef sein. Seine wirtschaftliche Lage war zwar überschaubar, dafür konnte er selbst entscheiden, wann er arbeiten wollte und wann nicht. Er fühlte sich in seinen Jahren auf den Berliner Straßen frei. Das war genau jener Lebensentwurf, den er damals suchte.

Gleichzeitig war Otto auch klar, dass sein Geschäft weit davon entfernt war, den klassischen Ansprüchen eines Kaufmannsberufs zu genügen. »Eigentlich lief das alles mehr auf Betteln als auf Hauseieren hinaus – man durfte sich von der Polizei jedenfalls nicht erwischen lassen.«⁴ Hinzu kam noch, dass sich die allgemeine wirtschaftliche Lage in Deutschland im Zuge der Weltwirtschaftskrise von 1929 dramatisch verschlechterte. Von September 1929 bis Anfang 1933 vervierfachte sich die Zahl der Arbeitslosen.⁵ Millionen von Familien hatten kaum noch das Geld, um sich den alltäglichen Lebensunterhalt zu leisten. Keine guten Rahmenbedingungen für jemanden, der sich mit kleinen Haustür-Deals über Wasser halten will. Es ist wahrscheinlich, dass Otto in dieser Zeit zum ersten Mal straffällig wurde.

Ottos Polizeiakte aus jener Zeit ist mit großer Wahrscheinlichkeit im Zweiten Weltkrieg bei den Luftangriffen auf Berlin verbrannt. Im Landesarchiv finden sich keine Dokumente über seine Vorstrafen. Er selbst blieb vage dazu. Hermann Langbein fasste ein Gespräch, das er 1969 mit Otto geführt hat, wie folgt zusammen: »Als junger Bursch hatte er in der Zeit der allgemeinen Arbeitslosigkeit und Not drei Strafen erhalten, die letzte, als er 24 Jahre alt war.«⁶ Die meisten Zeitzeugen aus Auschwitz sagen, dass Otto Diebstähle begangen hat oder bei Einbrüchen Schmiere stand.

Eine Registerkarte aus dem KZ Sachsenhausen weist vier Vorstrafen mit insgesamt 66 Monaten Haft aus. Das würde dafürsprechen, dass er auch wegen schweren Diebstahls verurteilt wurde. Die meiste Zeit zwischen den Jahren 1929 und 1935 hat er wohl im Gefängnis verbracht.

In einem rechtsstaatlichen System würde man Diebe nur wegen der Taten verurteilen, die sie auch tatsächlich begangen haben. Und man würde den Verurteilten nach verbüßter Strafe die Möglichkeit geben, sich wieder in die Gesellschaft zu integrieren. Doch in Deutschland kamen im Januar 1933 die Nationalsozialisten an die Macht. Danach war nichts mehr, wie es eigentlich sein sollte.

2

Es ist ein großes Missverständnis zu glauben, dass die »Machtergreifung« der Nationalsozialisten im Januar 1933 wie eine Naturkatastrophe über Deutschland hereingebrochen wäre. Das Gegenteil war der Fall. Adolf Hitler war zu diesem Zeitpunkt schon längst einer der populärsten Politiker in Deutschland. Bei der Reichspräsidentenwahl von 1932 erhielt er im zweiten Wahlgang 36,8 Prozent der Stimmen. Seine Partei, die NSDAP, hatte Ende 1928 bereits mehr als 100.000 Mitglieder. Das war lange vor der Weltwirtschaftskrise ab Oktober 1929. Und schon bei der Reichstagwahl vom 14. September 1930 wurde die Partei zweitstärkste politische Kraft in Deutschland. Nur 22 Monate später, bei den Neuwahlen vom 31. Juli 1932, gaben 37,3 Prozent der Wähler der NSDAP ihre Stimme. Schritt für Schritt war es den Nationalsozialisten gelungen, die Republik zu entkernen. Sie hatten früh verstanden, wie mächtig Lügen sein können.

Eine Demokratie kann nur dann überleben, wenn eine stabile Mehrheit der Bürger an Fakten glaubt – also an Dinge, deren Existenz sich nach überprüfbaren Kriterien belegen lässt. Auf Basis dieser gemeinsamen Wahrheit kann man über politische Fragen diskutieren, Übereinstimmungen finden und sich auch uneinig sein. In jedem Fall redet man über die gleiche Sache. Wenn jedoch genug Menschen bereit sind, an Lügen zu glauben – ganz so, als seien es Fakten –, dann funktioniert das System nicht mehr. Demokratie stirbt dabei nicht durch äußere Gewalt, wie beispielsweise bei einem Staatsstreich. Sie zergeht innerlich. Die NSDAP hat bei regulären Wahlen nie eine absolute Mehrheit der Stimmen bekommen. Aber am Ende waren die Feinde der Republik so stark, dass diejenigen, die noch an den gemein-

samen Fakten festhielten, in der Minderheit waren. Die Demokratie war handlungsunfähig geworden.

Warum glauben Menschen plötzlich an Lügen? Meist kommen sie in bekannter Gestalt daher, sie schließen an Vorurteile und Ideen an, die schon vorher weitverbreitet waren. Antisemitismus war in Deutschland bereits in den Jahrhunderten zuvor ein Problem gewesen – und ist es bis heute. Judenfeindliche Narrative waren sowohl im Kaiserreich als auch in der Weimarer Republik Teil des politischen und kulturellen Mainstreams. Solche Gedanken gehörten stets zum öffentlichen Diskurs, sie waren bekannt, präsent und aussprechbar. Nicht jeder Deutsche dachte so, aber es gab immer eine hinreichend große Zielgruppe von Menschen, die empfänglich dafür war. Aus diesem Milieu ist auch die NSDAP entstanden. Die Stigmatisierung von Juden als angebliche »Feinde der Volksgemeinschaft« war eine Lüge, mit der die NSDAP Wähler mobilisieren und ihre spätere Gewaltherrschaft rechtfertigen konnte.

Völkische Ideologien, die »Volk« und »Nation« gleichsetzten und von einer politischen Neuordnung im Sinne einer »Volksgemeinschaft« sprachen, gab es ebenfalls bereits seit dem späten 19. Jahrhundert. Besonders viele Anhänger fanden solche Ideen im protestantischen Milieu mit seinem Leistungsethos. Und so waren die Lügen auch formuliert: Wann »verdient« es sich ein Mensch, zur »Volksgemeinschaft« zu gehören? Und wann kann er aus der Gemeinschaft ausgestoßen werden?

Menschen, die damals einen gesellschaftlich unangepassten Lebensentwurf pflegten, fielen aus diesem Schema heraus. Wer etwa keinen festen Wohnsitz hatte und keiner geregelten Beschäftigung nachging, musste befürchten, vom NS-Regime als »Feind« markiert zu werden. Die Nazis nutzten den Begriff »Asoziale«, um Menschen zu betiteln, die außerhalb der bürgerlichen Konventionen lebten – ob freiwillig oder unfreiwillig: zum Beispiel als Bettler, Landstreicher, Hausierer, Tagelöhner oder Prostituierte. Gemein war ihnen in den Augen der Nationalsozialisten, dass sie angeblich »arbeitsscheu« seien und damit der Gesellschaft schadeten. Das musste die NSDAP nie anhand von Fakten beweisen. Adolf Hitler konnte sich darauf verlassen, dass ein hinreichender Teil der Deutschen dem Vorurteil zustimmen würde, dass »Asoziale« durch ihren Lebensstil ganz generell dem Gemeinwohl schadeten.

Das Propagandasystem entwickelte daraus eine zweite Lüge, die gleichzeitig als Rechtfertigung für Gewalt diente: Nur wenn man diese Leute ent-

rechte und wegsperre, könne die Gesellschaft vor ihnen geschützt werden. Das schien vielen Deutschen damals schlüssig, zumal die Nationalsozialisten scheinbar logische Argumente aus der Ökonomie benutzten: Wenn man tatsächlich glaubte, dass es so etwas wie eine exklusive »Volksgemeinschaft« von Deutschen gäbe, dann ergab es natürlich auch Sinn, den Beitrag eines jeden Einzelnen zum wirtschaftlichen Erfolg des völkischen Kollektivs zu hinterfragen. Für die Mehrheit der Deutschen, die regulär erwerbstätig war, blieb diese Frage unverfänglich: Sie konnte ja von sich behaupten, dass sie durch ihre Arbeit auf den Feldern des Reiches oder in den Fabriken ihren Anteil leisten würde.

Auch Sinti und Roma waren schon seit Jahrhunderten Ziel von Diskriminierung und Ausgrenzung. Einerseits wurden sie in der NS-Zeit aus rassistischen Gründen verfolgt – in dem maßgeblichen Kommentar zu den Nürnberger Rassegesetzen von 1935 werden Sinti und Roma – genauso wie Juden – als »artfremd« bezeichnet. Andererseits wurden sie auf einer ähnlichen gesetzlichen Grundlage wie auch »Asoziale« verhaftet und in Konzentrationslager verschleppt. Viele Deutsche fanden das grundsätzlich richtig: Denn sie glaubten an die weitverbreiteten Vorurteile gegenüber »Zigeunern«, denen seinerzeit beispielsweise eine Neigung zum Diebstahl nachgesagt wurde.

Eine andere Opfergruppe nationalsozialistischer Verfolgung waren die sogenannten »Berufsverbrecher«. Die Bezeichnung wurde mit Absicht gewählt: Denn die Nationalsozialisten wussten, dass es populäre Vorurteile gegen Menschen gab, die wiederholt straffällig wurden. Viele Menschen glaubten nicht daran, dass verurteilte Verbrecher sich »bessern« und einen neuen Lebensweg einschlagen könnten. Der Begriff »Berufsverbrecher« sagt wörtlich, dass ein Mensch durch kriminelles Handeln seinen eigenen Lebensunterhalt bestreitet und genau darin eine Profession gefunden hat, die er ein Leben lang ausüben wird. Es gäbe keine Möglichkeit, solche Leute durch Haft und Resozialisierung in ein gesetzestreues Leben zurückzuführen. Deswegen müsste die Gesellschaft präventiv vor diesen Menschen geschützt werden.

»Berufsverbrecher« ist ein Schmähwort, das für sich genommen schon eine Lüge ist. Denn nach rechtsstaatlichen Prinzipien werden Menschen durch begangene und nachgewiesene Taten zu Verbrechern – und nicht, weil man bei ihnen eine Veranlagung oder Neigung zu künftigen Taten vermutet. Und trotzdem klang der Begriff für viele Zeitgenossen schlüssig.

Das hatte Gründe. Bereits im Kaiserreich und in der Weimarer Republik gab es eine Debatte darüber, was Strafe letztlich bewirken soll. Müsste man eine bestimmte Tat ahnden? Oder sollte man vorbeugend eingreifen, um zukünftigen Schaden abzuwenden? Verschiedene Experten vertraten damals die Ansicht, dass die Veranlagung zur Kriminalität bei manchen Menschen quasi in Fleisch und Blut übergeht. So zum Beispiel auch Robert Heindl, der später, ab 1946, erster Präsident des Bayerischen Landeskriminalamtes war. Er prägte den Begriff des »Berufsverbrechers« in der Kriminologie und veröffentlichte im Jahr 1926 eine 560-seitiges Buch zu diesem Thema.⁷

Heindl war der Meinung, dass Haft nicht dazu beitragen könne, einen »Berufsverbrecher« zu »bessern«. Er polemisierte gegen die »Utopie der Beserungstheorie« und befürwortete eine »lebenslängliche Sicherheitsverwahrung« für Menschen, die seiner Definition eines »Berufsverbrechers« entsprachen.⁸ Aus seiner Sicht unterschied sich der »Berufsverbrecher« vom »Gelegenheitsverbrecher« vor allem durch das Streben nach »Gewinnsucht«.⁹ »Die rasche Aufeinanderfolge der Verbrechen hat vor allem ihren Grund in dem verhältnismäßig großen Geldbedarf der meisten Berufsverbrecher. Denn sie lieben fast alle Alkohol, Weiber, Spiel«, so Heindl wörtlich.

Aus der Sozialisierung in dieser Gruppe ergäben sich bei »Berufsverbrechern« sowohl charakteristische wie auch körperliche Wesensmerkmale: »Das Gros der gewerbsmäßigen Verbrecher sind körperlich heruntergekommene Denkfaule. Alkohol, Kokain, zu wenig Schlaf, unregelmäßiges Leben, Aufenthalt in stinkigen Löchern, Onanie und sonstige Exzesse sorgen dafür«, schrieb Heindl.¹⁰ Fantasielosigkeit und mangelnde Intelligenz führten dazu, dass »Berufsverbrecher« ihre Straftaten auch stets auf eine ähnliche Weise begingen.

In einem anderen Kontext schrieb Heindl auch von einer »Zuchthäuserphysiognomie«, die sich bei Menschen in Gefängnissen entwickle. Dazu zitierte er einen Anstalsarzt, der sich über das Erscheinungsbild eines insgesamt acht Jahre in Haft sitzenden Mannes ereifert, von dem dokumentarische Porträtbilder gemacht wurden: Das »unschuldige« Erscheinungsbild, das der Gefangene bei seiner Verhaftung noch gehabt hätte, wäre mit den Jahren in der Zelle zu einem »unheimlichen, widerlichen« Aussehen geworden.¹¹

Nun sind Verbrechensprognosen, so wie alle Zukunftsprognosen, nicht rechtssicher. Wir wissen nichts Faktisches über die Zukunft. Und weil das so ist, können durch radikale Präventivstrafen auch Unschuldige betroffen sein.